

Corvinus-Preis 2003

Begegnungen
Schriftenreihe des Europa Institutes Budapest, Band 22:7–28.



Dr. Dr. Herbert Batliner, einer der Begründer des Europa Institutes, stiftete in 1996 den Corvinus-Preis. Der Preis wird vom Stiftungsrat des Europa Institutes jenem Künstler, Wissenschaftler oder Politiker verliehen, der Bedeutendes zur Annäherung der ungarischen und europäischen Kultur beigetragen hat. Der mit 30.000 Schweizer Franken dotierter Preis wird alle zwei Jahre vergeben. Zum ersten Mal wurde der Preis dem Oscar-Preisträger-Regisseur, István Szabó, überreicht (März 1997). Zum zweiten Mal erhielt ihn – im Juli 1999 – Andrei Pleșu, der rumänische Außenminister; zum dritten Mal – im Juli 2001 – Paul Lendvai, der frühere Intendant des ORF, und in 2003 Árpád Göncz, der erste Staatspräsident der Republik Ungarns.

Auf dem Bild übergibt Dr. Dr. Herbert Batliner den Preis Árpád Göncz.

Im folgenden veröffentlichen wir die anlässlich der Preisübergabe gehaltenen Ansprachen, sowie die Festrede von Árpád Göncz.

FERENC GLATZ

Lob des zivilen Verhaltens

Ich gehe davon aus: das 21. Jahrhundert wird das Jahrhundert der Bürger und Zivilorganisationen sein. Das Jahrhundert derer, die sich am heutigen Tag hier zusammengefunden haben. Es ist zwar richtig, dass sich in unseren Reihen Minister, ehemalige und amtierende Staatspräsidenten, Parteivorsitzende befinden, also Vertreter und amtstragende Herren des Staatswesens – doch sind wir, seid ihr alle hier und jetzt als einfache Bürger, als Intellektuelle anwesend. Das Europa Institut Budapest wurde 1990 als eine solche Zivilorganisation gegründet und ist bis heute eine solche Zivilorganisation geblieben. Ich grüße im Geiste dieser zivilen Einstellung Herrn Staatspräsidenten Ferenc Mádl, Gründungsmitglied des Wissenschaftlichen Beirates unseres Institutes, meinen Akademiker-Gesellen, Universitätsprofessor. Und in diesem zivilen Geiste grüße ich Herrn Árpád Göncz. Ich grüße ihn als ehemaligen Präsidenten der Republik Ungarn, als Autor, als ehemaligen Generalsekretär des Schriftstellerverbandes, den Menschen der in den 10 Jahren seiner Amtszeit Bürger der Republik blieb – und der erste Bürger der Republik wurde. Seine Bescheidenheit, seine Menschlichkeit behielt er bei, und aus diesem Grund war er ein jahrzehntlang Präsident, sowohl einer Regierungskoalition, als auch der gesamten Gemeinschaft der Staatsbürger. Er blieb stets ein Intellektueller, wovon unter anderem seine regelmäßigen Besuche im Europa Institut Budapest bis zum Ende seiner Amtszeit zeugten.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Das Europa des 20. Jahrhunderts war geprägt von der Herausbildung – ich könnte auch sagen durch die übertriebene Herausbildung – der exekutiven Staatsgewalt. Wenn aber die exekutive Gewalt zu viel an Gewicht gewinnt und starke Auswirkungen auf die Wirtschaft und auf das Privatleben der Bürger hat, wird der Kampf gerade um diese Staatsgewalt selbstverständlich heftig und erbittert sein. Somit wird nämlich der Inhaber der Staatsgewalt Inhaber der Macht, also Herr über 'Leben und Tod' – d.h. über den Lebensunterhalt des Einzelnen. Das gilt heute sowohl für Europa, wie – wenn nicht noch mehr – für

die ehemaligen sozialistischen Länder. (In den letzteren war, wenn ich das bemerken darf, schon immer eine übergewichtige exekutive Macht anwesend. Nicht nur in Zeiten der Diktatur, sondern bereits in früheren Jahrhunderten.) Das Ideale wäre: das Gleichgewicht zwischen bürgerlicher Zivilsphäre und politischer Macht, das Gleichgewicht zwischen bürgerlicher Eigeninitiative und den die Macht anstrebenden, sich zu diesem Ziele gebildeten Parteien. Dieses Gleichgewicht geriet am Anfang des 20. Jahrhunderts ins Schwanken. Wir leben heute zwar nicht in einer Diktatur, doch ist es gelegentlich zu befürchten, dass der Alltag der Parteien, der Kampf um die Macht stärkeren Einfluss auf unser Leben nimmt als zur Zeit der weichen Diktatur in den 1980er Jahren. Das Wiederherstellen des Gleichgewichts in der Zivilsphäre Europas ist wünschenswert, das allein kann die Herausbildung einer wettbewerbsfähigen, kreativen, aktiv schaffenden, neuen Gesellschaft in Europa sichern. Um das Gleichgewicht herzustellen wird das erneute Aufstellen der zivilen Organisationen in Europa benötigt. Also, Wiederaufstellung und Kooperation – in Form eines Dialogs – mit dem Staatswesen.

Als Vertreter dieser Auffassung möchte ich meine besondere Freude darüber aussprechen, dass an unserer heutigen Sitzung herausragende und anerkannte Vertreter des Staatswesens und der Parteien anwesend sind.

Ich grüße die Mitglieder der Regierung der Republik Ungarn, Herrn Peter Kiss, Kanzlerminister, Herrn Kulturminister István Hiller, der vor vielen Jahren – noch in seinen jungen Jahren, wenn ich das so sagen darf, in seinen noch jüngeren Jahren als heute – die Tätigkeit des Europa Institutes Budapest unterstützte und daran mitwirkte. Ich grüße Gábor Kuncze, den Präsidenten des Bundes der Freien Demokraten (SZDSZ) und den Präsidenten der stärksten nicht zur Regierung gehörenden Institution, den Präsidenten des Verfassungsgerichtes, János Németh. (Die letzte Periode seiner Amtszeit wird in den nächsten Tagen ablaufen, und ich wünsche ihm, dass er seine jahrzehntlang wohl bekannte konsensschaffende Vorgehensweise weiterhin beibehält.) Ich grüße aus den Reihen unserer ungarischen Gäste die Professoren unseres Institutes, vor allem Domokos Kosáry, der gerade jetzt in den kommenden Tagen, bzw. Wochen seinen 90. Geburtstag feiert – und mit ihm feiert das halbe Land. Er stand von Anfang an bei der Gründung des Europa Institutes Budapest an meiner Seite und tut dies bis zum heutigen Tage. Ich grüße unsere ausländischen Gäste, vor allem Dr. Erhard Busek, Vizekanzler a. D., der ebenfalls an der Gründung des Europa Institutes Budapest mitwirkte, und der bei unserer heutigen Feier eine der Hauptrollen spielt als Laudator unseres Preisträgers. Ich grüße die Herren Botschafter, die uns mit ihrer Anwesenheit beehren und von denen mehrere regelmäßige Teilnehmer der Veranstaltungen des Europa Institutes sind. Und schließlich, doch nicht zuletzt, möchte ich Herrn Dr. Herbert Batliner, den eigentlichen Gründer des Europa Institutes, den Stifter des heute zu verleihenden Corvinus-Preises, begrüßen. Und mit der Begrüßung der Vertreter des

Staatswesens, der Politik möchte ich gleichzeitig alle Freunde, Kollegen willkommen heißen, die an unserer Feierlichkeit teilnehmen.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Heute wird der Corvinus-Preis verliehen. Dr. Herbert Batliner gründete den Corvinus-Preis im Jahre 1996. Der Preis trägt eine hohe Geldsumme, eine auf Leder geschriebene Urkunde mit den Verdiensten des Preisträgers und die erste und alleinige Kopie der Corvinas von König Matthias mit sich. Als Begriff wurde der Name Corvinus in Verbindung mit dem ungarischen Herrscher der Renaissance, Matthias Hunyadi, europaweit bekannt. Der Corvinus-Kult sollte die Absicht von König Matthias zum Ausdruck bringen, dass die ungarische Kultur Teil der westeuropäischen Kultur zu werden wünscht. Die Absicht des Stifters dieses Preises war zur Einbettung der ungarischen Kultur ins Europäische beizutragen, die Menschen auszuzeichnen, die zur Europäisierung des Ungarntums beigetragen haben. Seien sie Ausländer oder Ungarn. Der Preis wird vom Stiftungsrat des Europa Institutes alle zwei Jahre verliehen. Der erste Corvinus-Preis wurde 1997 dem Oscar-Preisträger Filmregisseur István Szabó verliehen. Der zweite Preisträger war 1999 Andrei Pleșu, der ehemalige Kulturminister der Republik Rumänien, zu der Zeit gerade Außenminister, und neben bei lassen sie mich bemerken, seit 1990 ebenfalls einer der Professoren, die das Europa Institut gegründet haben. Und bei dieser Gelegenheit möchte ich besonders hervorheben, dass der Stiftungsrat einstimmig und in Begleitung weniger Sätze als Begründung, die im Protokoll festgehalten wurden, den diesjährigen Corvinus-Preis verliehen hat. Diese lauten wie folgt: „Dem Intellektuellen, dem Politiker, der seine humane Einstellung in der Welt der Politik bewahren konnte. Dem Ungarn, der in Ungarn Europa und in Europa Ungarn vertreten hat.“ Während der Sitzung des Stiftungsrates haben wir natürlich lange darüber diskutiert, wie wichtig die Wiederbelebung der alten, die Grundlage unserer Zivilisation bildenden griechisch-römischen Werte im Europa des 21. Jahrhunderts ist. Darüber, dass die Zivilsphäre, nachdem die Parteipolitik sie in den vergangenen 50 Jahren beinahe völlig erobert hat, also dass diese ihren zivilen Charakter wiedergewinnen soll. Wir haben darüber gesprochen, dass Árpád Göncz für uns nach 1990 ein Symbol war. Ein Symbol, ein Vorbild, jemand, der sowohl für die Zivilgesellschaft als auch für die politische Elite eine Bedeutung hatte. Eine Brücke zwischen der zivilen Gesellschaft und der politischen Elite. Denn wir brauchen solche Bindeglieder. Wir halten die professionellen Politiker in Ehren. Letztendlich sind es sie, die mit dem Geld der Steuerzahler wirtschaften, über Gesetze entscheiden, die den alltäglichen Umgang unserer Gesellschaft regeln, und die unsere zwischenstaatlichen Beziehungen gestalten, die ja somit der Bewegungsfreiheit des Einzelnen Grenzen setzen. Ohne eine gute politische Elite gibt es

kein wettbewerbsfähiges Europa, keine lokalen Gemeinschaften der Staatsbürger, keine Mikrogemeinschaften auf dem Land oder in den Städten. Doch der kluge Politiker muss auch wissen: es gibt keine erfolgreiche Politik ohne Zivilsphäre. Der Bürger soll nicht nur für eine Stimme bei den Wahlen stehen, sondern mitdenkender Partner des Politikers werden. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts muss eine neue Allianz geschlossen werden zwischen der Parteipolitik und der Zivilsphäre, den Eigeninitiativen der Bürger. Diese waren die Gedanken, die zur Nominierung von Árpád Göncz bei der Kuratoriumssitzung verlautet wurden. Árpád Göncz, der schon immer ein Gefühl für den Ausbau von Verbindungen hatte.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Ich habe Ihnen soeben die Umstände, die Argumente während der Diskussion der Entscheidung des Kuratoriums geschildert. Ich möchte damit nicht nur alle diejenigen grüssen und ehren, die hier anwesend sind, sondern alle, die zu den europäischen Bindungen der Kulturen kleiner Nationen beigetragen haben und bis heute dazu beitragen.

Ich danke Ihnen für ihre wertvolle Aufmerksamkeit.

ERHARD BUSEK

Corvinus-Preis 2003

Verleihung an Dr. Árpád Göncz

Für Árpád Göncz eine Laudatio halten zu dürfen, ist eine außerordentliche Auszeichnung. Es beim Corvinus-Preis zu tun, ist ebenso eine Herausforderung, denn inzwischen hat sich diese Anerkennung in Mitteleuropa einen Platz erworben, der als Signal für Europa und die Entwicklung der Demokratie zu sehen ist. Mit István Szabó und Gabriel Andrei Pleșu stellen sich nicht nur Persönlichkeiten vor, sondern wird ein Programm umgesetzt. Das Leben von Árpád Göncz widerspiegelt nicht nur das 20. Jahrhundert, sondern eben auch ein solches Programm.

Geboren ist er am 10. Februar 1922 in Budapest. 1944 Erwerb des Dokortitels als Jurist an der Pázmány-Péter-Universität. 1942 – 1945 Jurist des Landesinstituts für Bodenkreditwesen.

Seine politische Laufbahn beginnt in der Unabhängigen Kleinen Landwirte-, Landarbeiter- und Bürgerlichen Partei als Sekretär des Generalsekretärs der Partei. Außerdem ist er Vorsitzender des Budapester Verbandes der Unabhängigen Jugend sowie 1947 – 1948 verantwortlicher Redakteur des Wochenblattes „Nemzedék“ (Generation). Von 1948 ist er arbeitslos, dann arbeitet er 1949 – 1951 als Autogenschweißer und Rohrschlosser. 1951 – 1956 ist er Bodenschutztechniker und Betriebsorganisationsagronom.

Von 1952 setzt er seine Studien fort: absolviert vier Jahre an der Agrarwissenschaftlichen Universität Gödöllő, kann jedoch das Diplom nicht erwerben, denn aus dem Gefängnis befreit wird er von der Universität ausgeschlossen. Als Mitangeklagter im Prozess gegen Istvan Bibó wird er zum lebenslänglichen Gefängnis verurteilt, davon sitzt er mehr als sechs Jahre ab. 1963 wird er mit Amnestie befreit.

Von 1963 arbeitet er als Fachübersetzer, von 1965 als literarischer Übersetzer und freischaffender Schriftsteller.

1983 wird er mit dem József-Attila-Preis geehrt, 1989 erhält er den Wheatland-Preis für die hervorragende Übertragung englischer Literatur und 1991 den Premio Mediterraneo-Preis.

Seine bekanntesten Werke als Dramatiker sind: „Ungarische Medea“, „Waage“, „Gitter“, „Pessimistische Komödie“, „Persephone“, sein Roman „Sandalen-

träger“ erscheint 1974, sein Novellenband „Begegnungen“ 1980. Er übersetzte über hundert Werke von in der Mehrheit englischen und amerikanischen Autoren (J. Baldwin, E. L. Doctorow, W. Faulkner, W. Golding, E. Hemingway, Styron, S. Sontag, J. Updike, E. Wharton usw.).

Von 1981 bis 1989 leitet er die Übersetzersektion des Ungarischen Schriftstellerverbandes, 1988 – 1989 ist er Vorsitzender der Schriftstellergewerkschaft, vom Dezember 1989 bis September 1990 Präsident, seitdem Ehrenpräsident des Ungarischen Schriftstellerverbandes.

In den ersten freien Wahlen im Frühjahr 1990 wird er zum Parlamentsabgeordneten der Allianz der Freidemokraten (SZDSZ) gewählt. Vom 2. Mai 1990 ist er Präsident der neuen Nationalversammlung, in diesem Amt nimmt er nach der Verfassung auch die Aufgabe des Staatspräsidenten wahr. Am 3. August 1990 wählt ihn das Parlament zum Präsidenten der Republik Ungarn. Am 19. Juni 1995 wird er in seinem Amt für weitere fünf Jahre bestätigt. Am 4. August 2000 läuft sein Mandat ab und er übergibt das Präsidentenamt an Ferenc Mádl.

Er heiratet 1946. Seine Frau, Zsuzsanna Göntér ist Diplom-Sozialfürsorgerin, arbeitet als Beamtin und Industriearbeiterin. Sie haben zwei Söhne und zwei Töchter und bislang sieben Enkelkinder.

Ist das wirklich alles, was Árpád Göncz bedeutet? Es ist allein schon ein historisches Signal, dass er der erste Staatspräsident in der Demokratie wiedergegebenen Ungarn war. Er war es auch, der zusammen mit Vaclav Havel und Lech Walesa die Visegrad-Gruppe geschaffen hat. Heute sieht man das als ein Beispiel einer regionalen Kooperation an, damals war es ein Signal von Persönlichkeiten, die durch ihr Leben nicht nur als Demokraten, sondern auch als Leuchttürme ausgewiesen waren. Leuchttürme in dem Sinn, dass sie den Bürgern ihrer Länder Orientierung gaben und verständlicherweise aber auch charakteristischerweise nicht irgendwie aus der Politik kamen, was im Kommunismus für sie auch nicht möglich war, sondern durch ihr kulturelles und gewerkschaftliches Wirken das Kontrastprogramm zum realen Sozialismus darstellten. Sie brachten auch das Gedächtnis ihren Nationen zurück und setzten einen Trennungsstrich zu den Geschichts- und Gesichtsverlust, den das kommunistische System zweifellos für diesen Teil Europas bedeutet hat. Rasch sind wir zur Tagesordnung übergegangen. Vaclav Havel ging vor kurzem in eine ihm von seinem eigenen Staat nicht gewährte Pension, Lech Walesa verwaltet die Gelder seiner Stiftung, die ihm der Friedensnobelpreis ermöglicht hat und Árpád Göncz wird zu unserem Glück als Autor über sein Land hinaus gespielt, wie ich betonen möchte auch in Österreich.

Natürlich reflektiert ein Autor wie Árpád Göncz das Schicksal seiner Zeit. In seinem Werk „Sandalenträger“ finde ich folgenden Text: „Einem Würzburger Kodex aus dem 15. Jahrhundert zufolge wurde am 9. Januar 1401 in der Sankt-Michaelis-Kirche in Sopron über eine Gruppe von Waldenser Ketzern das

Urteil gesprochen. Der Kodex enthält auszugsweise eine Kopie des Gerichtsurteils, erwähnt jedoch – außer den Inquisitor, den Prior des Zölestinerordens Péter Zwicker und den Prager Altbischof Márton – nur einen Namen, den der Witwe Jakob Bertungsgot aus Kőszeg, die schon seit zwölf Jahren als Ketzerin galt. Doch laut Gerichtsurteil gab es unter den Angeklagten sogar einen, der sich schon seit sechsundzwanzig Jahren zu dem Irrglauben bekannt hatte. Es sind lauter milde Urteile, allerdings fällt kein Wort von den Anführern der Gemeinde oder gar Gemeinden, vom Schicksal derjenigen, die von den Ketzern für gute Menschen und für apostolische Vertreter Christi' gehalten werden. Hat man den Prozess gegen sie gesondert geführt? Oder gerieten sie der Inquisition durch einen glücklichen Umstand gar nicht in die Hände? Wer weiß es schon. Ihre Spuren sind verwischt, ihr Los hat die Geschichte verschlungen."

Hat dieses quasi historische Zitat nicht viel mit unserer Zeit zu tun? Ist nicht die Verwischung der Spuren der Geschichte ein Charakteristikum? Es ist gut, dass uns der Zugang eröffnet wird, wie das etwa auch vor kurzem in einer Inszenierung von Árpád Göncz Werk „Bilanz“ in Österreich geschah. Er setzt sich mit einem Schicksal eines Paares auseinander, das charakteristisch für die jüngere ungarische Geschichte ist. In diesem Zwei-Personen Stück geht es um einen Mann und eine Frau, die bei den schmerzlichen Ereignissen in Budapest teilgenommen haben. Damals waren sie ein Paar, zwanzig Jahre später treffen sie sich wieder. Er ist damals in Ungarn geblieben, hat eine Frau und einen Sohn, sie ist in die USA geflohen und hat Mann und Tochter. Ganz auf Gegensätze baut Göncz sein Stück auf. Von den Personenkonstellationen bis zu den Dialogen, die um Lüge und Wahrheit, weggehen und hier bleiben, amerikanisches Weltbürgertum und Heimatliebe kreisen. Er vergisst seine Heimat nicht, wenn er zum Beispiel die Golden Gate-Bridge der Kettenbrücke Budapests gegenüberstellt. Die Addition dieser Teile müssen wir selbst vornehmen. Die politischen Ereignisse haben das Paar getrennt und beide gewissermaßen zerstört. Können sie wieder zusammenkommen? Diese Frage stellt sich für unser Europa. Trotz oder gerade wegen der Erweiterung der Europäischen Union und dem, was noch vor Europa liegt. Können wir wieder zusammenkommen? Diese Frage wird uns spätestens ab Mai 2004 in der Realität beschäftigen. Bisher schon war sie gestellt und wurde auf die unterschiedlichste, manchmal auch dümmste Weise beantwortet. Gerade in der Relation Österreich – Ungarn kann es eigentlich diese Frage nicht geben, trotzdem wurde sie von Mitbürgern gestellt – und das, angesichts der Tatsache, dass der Weg zu einem gemeinsamen Europa ohne Alternative ist, wenn Europa überhaupt existieren will.

Lassen Sie mich noch auf ein drittes Stück eingehen. „Magyar Médea – Das ungarische Medea Drama“: Medea ist von ihrem Mann András Jászó wegen einer jüngeren Frau, Tochter eines hohen Funktionärs, verlassen worden und bereits rechtskräftig geschieden. Nun ertränkt sie ihren Schmerz in hochprozentigem Alkohol und räsoniert über ihre 24jährige Ehe mit András,

den sie sich herbeiphantasiert, um vor dieser Fiktion des einstig Geliebten die in die Brüche gegangene Beziehung zu reflektieren. Geister- und traumhaft begleiten die Chorstimmen der antiken „Medea“ von Euripides die Klagen, die Hasstiraden, die klar analysierten Verhaltensweisen zwischen Mann und Frau sowie den Leibschmerz dieser ungarischen Frau und Mutter, die András, den ehemaligen Traktorfahrer, heiratete und ihn zu einer wissenschaftlichen Karriere animierte. Medea begeht keinen Rachemord an der Rivalin, und sie tötet auch nicht ihren Sohn, der bei einem Verkehrsunfall stirbt. Sie ist eine moderne Frau, und doch durchlebt sie Gefühle, die über die Zeiten und Kulturen unverändert geblieben sind. Ihre derb-verzweifelte Umgangssprache und der klassische Text betonen den Gegensatz und gleichzeitig die Untrennbarkeit der Vergangenheit und der Gegenwart, des Guten und des Bösen, des Mannes und der Frau.“

Diese ungarische Medea ist in einer gewissen Weise ironisch, denn es gibt mehr als einige moderne Formen der Adaptierung der Medea-Legende. Es wird eine spirituelle Frage in diesem Stück gestellt, die sich in den persönlichen Beziehungen der handelnden Personen widerspiegelt. Extreme kommen zum Ausdruck, Emotionen werden sichtbar, wie sie nicht nur in der Antike, sondern erst recht in unserer Zeit zu Hause waren und sind. Nicht umsonst spricht man bei einigen Ereignissen von einem antiken Drama. Die Tiefe des Geschehens wird sichtbar, als in diesem Stück ein Polizist ohne alle Umschweife der Medea meldet, dass ihr Sohn gerade bei einem Verkehrsunfall gestorben ist. Als sie eine massive Dosis von Schlafpulvern gemeinsam mit einem vollen Glas starken Wodkas nimmt, stellt sie fest „ich hätte das schon gestern tun sollen“. Eine extreme Lösung ist es also, die hier reflektiert wird – eine Widerspiegelung eines Zeitalters, das in der Ideologie extreme Lösungen durch Nazismus und Stalinismus kannte. Ist daraus nicht eine Lehre für unsere Zeit zu beziehen?

Die Tragik ist, dass heute niemand so recht diese Konfrontation mit den Wirklichkeiten des 20. Jahrhunderts will, aber diese Wirklichkeiten nicht nur als Geschichte im 21. Jahrhundert weiterleben. Diese Hilflosigkeit der sogenannten Vergangenheitsbewältigung, die Aufrufe zur Versöhnung und die Beliebigkeit unseres Zeitalters tun das ihre dazu, um auf den Seelenhaushalt unserer Zeit einen Mantel des Verwischens und Vergessens zu breiten. Es waren Persönlichkeiten wie Árpád Göncz, die uns jenes neue Europa geschenkt haben, dass sich so zögerlich seiner neuen Wirklichkeit stellt und nicht so richtig dafür ein Konzept entwickeln kann. Wohl gemerkt, vieles hat sich getan, aber ob es eine wirklich geistige Auseinandersetzung neben den ökonomischen Veränderungen ist, diese Frage erleben wir jeden Tag. Europa tut sich schwer Bilanz zu ziehen, wenngleich die Generation von Árpád Göncz, die uns eben dieses Europa neu geschenkt hat, das Recht hat, von denen, die nach ihnen kommen eine Bilanz einzufordern.

Mich begeistern immer wieder eine Reihe von politischen Analytikern und Zeitgeistdeutern, die mir in munteren Aufsätzen jetzt versichern, dass 1989 und

die Folgejahre einfach zu diesem Zeitpunkt zu kommen hatten. Unter dem Motto: „Ich habe es immer schon gewusst.“, werden da Entwicklungen und Trends aufgezeichnet, quasi im Nachhinein hochgerechnet, die zwangsweise zu dieser Entwicklung führen mussten. Mir ist unklar, ob es darum geht, die Geschichte als ein Ergebnis zwanghafter Entwicklungen darzustellen, um den freien Willen der Menschen und ihre Gestaltungskraft zu leugnen, oder ob nur manche ein wenig gescheiter als ihre Zeitgenossen sein wollen – und das im Nachhinein. Aber eigentlich interessiert mich das nicht. Viel interessanter ist die Frage, wie es überhaupt dazu gekommen ist, denn meines Erachtens konnte wohl kaum einer zwingend aus der Entwicklung ablesen, dass sich der Kommunismus aus dem Staub der Weltgeschichte machen wird und der Sowjetblock noch in diesem Jahrhundert der Vergangenheit angehört. Noch in den 70er Jahren gab es eine beachtliche Literatur, die sich mit der Sowjetmacht auseinandersetzte und sie als immer stärker werdende Bedrohung der freien demokratischen Welt verstand.

Die westliche Welt war schon lange auf dem Weg, sich mit der Stärke des Sowjetblocks abzufinden. Da der Westen rein ideologisch pragmatisch an die Dinge herangegangen ist, ließ er es beim Containment der sowjetisch-kommunistischen Gefahr durch den Kalten Krieg bewenden, war aber aus nahe liegenden Gründen an einer Entspannung interessiert. Chruschtschow hat dem durch die These von der Koexistenz und damit durch die Verabschiedung von einem wesentlichen Bestandteil der marxistischen Theorie, nämlich dem historischen Zwang zur kriegerischen Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus und dem Endsieg der kommunistischen Revolution, auch entsprochen.

„Die Zeit, die ist ein gar sonderbares Ding.“ Hugo von Hofmannsthal lässt seine Marschallin im „Rosenkavalier“ angesichts einer berührenden Betrachtung über das Alter diese nachdenklichen Worte sagen. Das gilt heute mehr denn je nicht nur für den persönlichen Lebensablauf, sondern vor allem für die Schnelligkeit der Ereignisse und das Tempo der Veränderung. Vielleicht ist sogar der Alterungsprozess der Personen in unseren Breitengraden langsamer geworden, dafür ist er schneller in den gesellschaftlichen Prozessen. Wir werden zur eigenen Lebenszeit noch zum Museumsstück. Wenn ich daran denke, dass nur mehr als ein Jahrzehnt seit 1989 um ist, wird mir deutlich, wie Personen und Denkweisen, die zu diesem „annus mirabilis“ geführt haben, bereits der Vergangenheit angehören. Fast scheinen die Helden dieser Zeit schon verschwunden, von der Gier der Zeit, ständig Neues haben zu wollen, vertrieben, beerdigt und verschluckt, obwohl viele von ihnen noch leben. Meist leben sie noch dazu unter ihrer Würde, mit schäbigen Pensionen, wahrscheinlich sind manche kommunistischen Machthaber von vorgestern besser abgesichert, weil sie sich auf ihre Weise Reichtümer beiseite schaffen konnten.

Mich verbinden persönlich wichtige Erinnerungen mit diesen Menschen, sie sind ein Teil meines Lebens. Dazu zählt Árpád Göncz. Ich möchte nicht die Biographie diverser Persönlichkeiten ergänzen, sondern ein paar durchgehende

Linien der Entwicklung aufzeigen, wie sie für mich sichtbar geworden sind. Es gilt auch festzuhalten, was manche wie Göncz Großartiges geleistet haben, welche Opfer damit verbunden waren, welche Fehler und Verkennungen geschahen. Die Zeit scheint mir dazu reif zu sein, da das Geschehen vor der Jahrhundertwende inzwischen durch Globalisierung und unerbittlichen ökonomischen Wettbewerb, durch das Übrigbleiben einer Supermacht und der Beliebtheit der Ideen, polarisiert durch die Sehnsucht nach einfachen Erklärungsweisen, durch nationalistische Strömungen und den Eintritt neuer Erdteile in das große Spiel eine neue Qualität bekommt. Mittel-, Ost- und Südosteuropa tendieren nach dem gewaltigen Bruch zur Normalisierung. Nun gilt es festzuhalten, was an gemeinsamen und unterschiedlichen Tendenzen da sichtbar wurde und was wie in die Zukunft führen kann. Schließlich ist es für viele ein Zwischenresultat ihres Lebens und Zeit, über die Begegnung mit Mitteleuropa Auskunft zu geben und ihre Relevanz für die Zukunft festzuhalten.

Ein paar Gesichtspunkte zur weiteren Orientierung noch und warum manche Menschen in dieser Wendezeit so bedeutend gewesen sind:

- Die Veränderung in diesem Raum Europas geschah autochthon. Weder kann man davon reden, dass es Einfluss von außen war, noch war es militärischer oder politischer Druck. Das Gleichgewicht der Blöcke und damit des Schreckens hätte vom Westen aus gesehen noch Jahrzehnte fortbestehen können, wenn es nicht handelnde Personen im Osten gegeben hätte.
- Die Idee des Kommunismus und einer sozialistischen Gesellschaftsordnung waren schon lange am Ende. 1953 Berlin, 1956 Budapest, 1968 Prag und das Kriegsrecht in Polen haben Schritt um Schritt dazu beigetragen. Letztlich hat die „Arbeiterklasse“ den Ausschlag zum Sturz gegeben (Solidarnosc als Gewerkschaft).
- Es waren weniger die wirtschaftlichen Misserfolge als das Angebot geistiger Alternativen durch Literaten, Intellektuelle und Künstler wie Árpád Göncz und andere. Es war möglich, eine Metawelt als positive Alternative zum realen Sozialismus zu schaffen, die als Perspektive für die Zukunft auch von den Massen verstanden wurde.
- Universitäten, Kirchen, Schriftstellervereinigungen spielten eine unterschiedliche, aber wesentliche Rolle in diesem Prozess, wodurch auch neue Legitimationen entstanden sind. Eine moralische Komponente in allen Bürgerbewegungen war entscheidend.
- Der Westen war nicht vorbereitet und hat bis heute bei den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Problemen bis zur heutigen EU-Erweiterung eine Antwort nicht so recht gefunden. Es ist erstaunlich, dass der Zusammenbruch des Sowjetimperiums zwar immer rhetorisch herbeigesehnt wurde (Ronald Reagan: „the empire of the evil“), aber bis heute ist eine erträgliche Formel zur multivariablen Landschaft nicht gefunden worden. Bipolare Situationen sind offensichtlich leichter zu bewältigen.

- Persönlichkeiten haben diese Phase Mittel- und Osteuropas geprägt, die vornehmlich nicht aus der Politik kamen und inzwischen freiwillig oder durch Abwahl wieder dorthin gegangen sind, woher sie kamen – Göncz als Beispiel.
- Die vielgestaltige Landkarte dieser Regionen ist wieder sichtbar geworden:
- Minderheitenprobleme, historische Grenzziehungen tragen ebenso zum Problemkatalog bei wie Geschichtsmychen und antiquierte Machtvorstellungen.
- Der Fall des Eisernen Vorhangs hat kulturelle Verschiedenheiten deutlicher gemacht, die im Fall einer Konfrontation durch wechselseitiges Nichtverstehen Träger kontinentaler, sogar globaler Konflikte werden könnten. Das Eingehen auf die slawische, orthodoxe und islamische Welt ist zu einer Herausforderung der Zeit geworden.

Ob es Europa überhaupt gibt, ist durch 1989 zur Disposition gekommen, wobei die Integration des Kontinents von Machtbestrebungen aller Art polarisiert wird. Ebenso kann es zu einer Isolation, bzw. permanenten Selbstbefassung der Europäer führen, wenn nicht der Verfassungskonvent der EU einen Weg zum besseren eröffnet hat.

Ein wenig sich der Erinnerung widmen, verlangt nicht nur der Respekt vor den in dieser Zeit handelnden Personen und ihrer Leistungen, sondern auch die Suche nach Lösungen. Um die Wurzeln muss man wissen, wenn man evolutionär in die Zukunft gehen will. Die Marschallin Hofmannsthals philosophiert über die Sonderbarkeit der Zeit vor dem Spiegel. Ihn uns zeitweise vorzuhalten, verlangt der ordentliche Umgang mit uns selber, sonst wären wir keine verantwortungsbewussten Zeitgenossen.

Jene Spezies, die den genannten Gesichtspunkten entspricht, bzw. die angeführten Fragen herbeigeführt hat, wird heute als „Dissidenten“ bezeichnet. Ich weiß nicht, wer diesen Begriff eingeführt hat, er zeichnet sich aber durch eine ungeheure Farblosigkeit aus. Niemand will sie Revolutionäre nennen, obwohl sie eine ungeheure Revolution, einen Umsturz epochemachender Art bewirkt haben. Einzig und allein die Vorgänge in der Tschechoslowakei wurden als „Samtene Revolution“ bezeichnet. Damit war aber dort keine Verharmlosung gemeint, sondern die Tatsache, dass man das bei Revolutionen übliche Blutvergießen vermieden hat und die Humanität der Vorgangsweise als ein Ergebnis historischer Reife beeindruckend war, wie eben auch bei der Sezession der beiden Landesteile zur heutigen Tschechischen Republik und der Slowakei.

Konterrevolutionäre im kommunistischen Sinn konnte man ja diese Intellektuellen, Wissenschaftler, Künstler, Menschenrechtskämpfer, Priester und Lehrer nicht nennen. In den Kategorien der westlichen Demokratien waren sie eine besondere Erscheinung, denn vielfach kamen sie aus den Erfahrungen kommunistischer Parteimitgliedschaften oder aber aus den nichtpolitischen Raum. Ihre Kampfmittel waren auch nicht Instrumente der Propaganda oder gar subversive Tätigkeit. In einer pathetischen Sprache würde man sagen, dass sie mit den blanken Waffen des Geistes und ihrer analytischen Fähigkeit angetreten

sind, auf eine eigentümliche Weise ungeschützt und erst recht damit unter einem besonderen Schutz stehend. Am ehesten ließen sie sich noch mit der Strategie der Gewaltlosigkeit vergleichen, wie sie etwa Ghandi im indischen Freiheitskampf angewendet hat.

Es war aber nicht die Begeisterung der Massen, der Druck der Straße, sondern das Aufrollen des kommunistischen Systems von Innen heraus.

Klassisches Beispiel ist dafür das „Kulturforum“, das im Oktober und November 1985 in Budapest stattfand. Die Teilnehmer von der anderen Seite des Eisernen Vorhangs lesen sich wie eine Ehrentafel des Geistes und der Literatur, der Westen war prominent, eigentlich nur mit Susan Sonntag vertreten, die offensichtlich aufgrund ihrer Herkunft ein besonderes Sensorium für die Situation hatte. Ich erinnere mich noch, wie schwer es war, überhaupt einen österreichischen Schriftsteller dafür aufzutreiben (Barbara Frischmuth bin ich heute noch verbunden, dass sie sich zur Teilnahme bereiterklärt hat.). Die Empfindungslosigkeit der Geisteswelt des europäischen Westens gegenüber den um ihre Freiheit ringenden Gefährten im Osten bedarf noch einer eigenen Untersuchung. In einem späteren Abschnitt waren es allein französische Intellektuelle, meist ehemalige Kommunisten, die sich das Gefühl dafür erhielten, dass es hier offensichtlich um jene Freiheit ging, die zu jeder Zeit immer wieder von Menschen auch mit der Feder in der Hand erfochten wird. Ich bin in Besitz vieler Erzählungen, wie schwierig es war, auf diversen PEN-Kongressen entsprechende Resolutionen durchzubringen. Damit soll die tapfere Rolle verschiedener Schriftsteller gar nicht gemindert werden. In Österreich waren es aber besonders jene, die selbst das Schicksal der Emigration erfahren haben und erst zu Österreichern wurden und ihre Wurzeln in Mittel- oder Osteuropa nie vergaßen.

In aller Deutlichkeit muss gesagt werden, dass die westlichen Demokratien und die Öffentlichkeit auch in Österreich die ganze Angelegenheit ungeheuerlich verharmlost hat. Wie mit dem Begriff der Dissidenten umgegangen wurde, zeigt etwa die Tatsache, dass man etwa auch bei Thomas Bernhard von einem Dissidentenschicksal sprach. Es geht dabei gar nicht um die Bewertung dessen, was es an Diskussionen und Auseinandersetzungen um Thomas Bernhard gegeben hat. Der Vergleich ist zu kritisieren, gegen den sich Thomas Bernhard auch sicher verwahrt hätte. Gulag-Aufenthalte und Gefängnisstrafen, Schreibverbote und Verschweigungen sind etwas anderes als berechnete und weniger berechnete kritische Auseinandersetzungen. Ich habe rückblickend den Eindruck, dass man bei uns das Dissident-sein als eine normale Option angesehen hat, die schlicht und einfach für Künstler und Intellektuelle besonders nahe liegend war. Man wurde auf diese Weise quasi berühmter, meinte man hierzulande, genauso wie es naive Jugendliche gibt, die meinen, man hätte sich in der NS-Zeit ja auch ohne Schwierigkeiten zum Zivildienst melden können, um unschuldig zu bleiben. Es war von den Dissidenten im Ostblock für ihre Position ein hoher Preis zu zahlen, eine umfangreiche Literatur gibt darüber Auskunft. Oft ist heute vergessen, dass

nicht nur Arrest und Dauerbespitzelung, sondern Berufsverbote, Schlägerrein, Reiseverbote auf der einen Seite und Landesverweise auf der anderen Seite die Mittel waren, Menschen gefügig zu machen oder zum Schweigen zu bringen. Einen Schriftsteller zu entwurzeln, ihm sein Land und damit seine Sprache wegzunehmen ist genauso schlimm, wie andere Sparten der Kunst durch Verschweigung zu bestrafen. Der Künstler braucht seine Öffentlichkeit, sein Publikum, seinen Adressaten für die Aussage, die ihm wichtig ist. Man soll auch nicht unterschätzen, welche verdrehten Wege gegangen werden mussten, um seinen eigenen künstlerischen Weg zu finden. Ich werde nie vergessen, dass in den Zeiten vor 1989 bei der Biennale in Venedig die meisten Christusdarsteller von jenen Künstlern geboten wurden, die unter dem Sowjetsystem zu schaffen hatten. Meistens waren sie brave Parteimitglieder oder Angehörige der entsprechenden Künstlerbünde. Die Bilder offenbarten ein verquertes Verhältnis zur Religion, aber es wurde als Ausdruck der eigenen Unsicherheit und des Ringens gewählt. Die persönliche Qual des Schaffenden war deutlich zu merken.

Es geht nicht darum, eine Ehrentafel zu schaffen, sondern jenen Respekt zu zeigen, die durch ihr Engagement, ihre Anständigkeit und persönliche Festigkeit der Zukunft Europas unter Freiheit und der Demokratie eine ungeheure Chance gegeben haben.

Das Dichterwort über die Vergänglichkeit des Ruhmes von Schauspielern ist bekannt. „Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze...“. Auch Politiker sind „in der Erscheinungen Flucht“ von kurzfristiger Berühmtheit. Das hat seinen guten Grund und wird von der Fernsehwelt von heute noch verstärkt. Rasch verdrängt ist die Erinnerung durch neue Bilder, und was erst gestern war, kommt einem schon seit Wochen überholt vor.

Die Dynamik der Ereignisse in Europa, besonders in unserer Nachbarschaft, hat dazu geführt, dass so manche Persönlichkeit, die wesentlichen Anteil an den Veränderungen hatte, heute schon vergessen oder in ihrer Rolle gar nicht mehr recht bekannt ist. Zwar wird später schon eine Geschichtsschreibung das ihre dazu tun, um die Vergesslichkeit zu bekämpfen, aber manches verdient heute festgehalten zu werden, sonst ist es rasch vergessen. Vollständigkeit ist gar nicht möglich, aber einige Beobachtungen und Beurteilungen wie bei Árpád Göncz mögen es wert sein, überliefert zu werden.

Nicht alle und nicht alles kann nur positiv gesehen werden. Irrtümer haben diese Persönlichkeiten ebenso begangen. Aber Mut zeichnete sie aus, sie haben sich nicht abgefunden, sondern gesucht und auf ihre Weise gekämpft. Es sind auch oft keine geradlinigen Lebensläufe, sondern mit Brüchen versehene, die allerdings mit den tektonischen Verwerfungen der Zeit gemeinsam gesehen werden müssen. Ein kleines Denk-Mal soll es sein, eine Aufforderung, aus der Erfahrung anderer ein Nach- und Bedenken abzuleiten. Ihre Spuren sollen ein wenig gesichert werden.

Der Corvinus-Preis 2003 sichert die Spur des Árpád Göncz.

Schriftsteller und/oder Politiker?

Im großen Webster Wörterbuch, worin die genauen Definitionen aller wissenschaftlichen Begriffe aufgelistet sind, steht unter „Politik“ der folgende Eintrag: „Ausführung einer politischen Tätigkeit oder Teilnahme an einer Tätigkeit dieser Art, oft als Berufung“. Präzisiert man die Bedeutung des Begriffes „politische Tätigkeit“ erhält man: die tatsächliche Führung des Staates oder die *Teilnahme* an der tatsächlichen Führung des Staates als – und das ist keine Seltenheit – Berufung.

Im gleichen Wörterbuch steht unter „Literatur“: „Berufung als Schriftsteller, das Schaffen von geschriebenen Werken, hauptsächlich von erdachter Prosa, von Gedichten, usw.“

Aus den Definitionen der zwei Begriffe geht also eindeutig hervor, dass im allgemeinen (und im Einklang mit dem jahrtausendelangen Sprachgebrauch) die Ausübung der mit den zwei Begriffen verbundenen Tätigkeiten als Berufung angesehen wird, und zwar als Berufungen zwei verschiedener Arten. Dabei schließt die eine die andere nicht aus: bei beiden geht man von einem angeborenem Talent und einer Reihe von – angeeignetem – Wissen aus. Das benötigte Talent und Wissen ist bei den zwei verschiedenen Berufungen nicht gleich, doch gibt es bedeutende Abdeckungen. Phantasie, Einfühlungsvermögen, Menschenkenntnis, Ausdrucksvermögen und – um auch die Fehler zu nennen, die als Tugende geltend gemacht werden können – der Wunsch nach Selbstverwirklichung und ein wenig Eitelkeit sind bei beiden unabdingbar. Obwohl die Literatur ohne – sagen wir – Wirtschaftskenntnisse, die Politik ohne literarische und ästhetische Kenntnisse auskommen kann, gilt das Erkennen von gesellschaftlichen und historischen Zusammenhängen als die Vorbedingung für eine erfolgreiche schriftstellerische und politische Tätigkeit.

Sowohl das Schreiben als auch die politische Tätigkeit sind geprägt von einem inneren Drang zur Selbstdarstellung, und Kenntnis der menschlichen Beziehungen, Empathie und Intuition basierend auf einer breiten Palette von Erfahrungen zeichnen sowohl das Schreiben als auch die politische Tätigkeit aus. Es sind die Instinkte bei diesen Tätigkeiten, die dominieren, das Bewusstsein testet nur – bestätigt oder verwirft – die Entscheidungen, mit denen der

Schriftsteller oder Politiker Einfluss auf die Menschen um ihn herum und seine weitere Umwelt in seinen Vorstellungen oder in der Wirklichkeit nehmen will. Mit oder ohne Erfolg. Sobald eine Entscheidung des Schriftstellers die inneren Proportionen, die innere Wahrheit des Werkes verletzt, wird das Werk unglaubhaft; wenn die Entscheidung des Politikers den zeitgenössischen Tendenzen in der Gesellschaft, in der Wirtschaft, in der Geschichte entgegenhält, verliert seine Politik an Glaubhaftigkeit. Und beweist somit, dass der Schriftsteller – oder Politiker – sich dem Meistertitel seiner Berufung nicht würdig erweist, und ein Stümper ist.

Natürlich kann eine falsche Entscheidung von Seiten des Schriftstellers nicht mit einer falschen Entscheidung eines Politikers verglichen werden: ein schlecht gelungenes Werk muss ja niemand lesen, aber die Last einer falschen politischen Entscheidung muss von Millionen getragen werden.

Was ich bis jetzt niedergeschrieben habe ist all zu simpel, wahrscheinlich sogar richtig, überaus, sogar *übertrieben* elegant. Und es wird nur noch glaubhafter, weil ich aus eigener Erfahrung das Leben des schriftstellerisch tätigen Schriftstellers und des amtierenden Politikers kenne: als Staatspräsident eines kleinen ostmitteleuropäischen Staates, der Republik Ungarn, war ich 10 Jahre lang bemüht das auf wilden Wogen strauchelnde Schiff eines existierenden Staates in einen sicheren Hafen zugeleiten.

Die Frage aber, ob jemand Schriftsteller und Politiker, Schriftsteller oder Politiker ist, muss als weit komplizierter betrachtet werden. Es hängt nicht allein mit dem vorhandenen Talent des Einzelnen zusammen, sondern mit dem Lebensraum, mit der Subkultur der gegebenen Region, mit den Traditionen, die den einzelnen Schriftsteller und/oder Politiker von der Wiege auf umgaben, und mit den gesellschaftlichen Umständen, die ihn zur Wahl zwischen den beiden Berufungen zwangen. Wenn es in unserer Region, in Ostmitteleuropa, mehrere Schriftsteller-Politiker gibt als sagen wir in Westeuropa, kann das kaum als Zufall, kaum als eine wunderbare Eigenart des Schicksals, und noch weniger als eine überdurchschnittlich große Anzahl an Schriftstellern mit genialem Talent für das Politische gelten. Die Gründe für diese Eigenart müssen vor allem in den gesellschaftlichen Umständen, vor allem in der lückenhaften Herausbildung des Bürgertums gesucht werden.

In Ungarn ist die Literatur (innerhalb dieser die Dichtung) ein Mittel der nationalen Selbstdarstellung, ähnlich der Rolle z.B. der Musik in Österreich, zum großen Teil des Dramas in Bohemien oder Polen.

Die wichtigsten Fragen, mit denen sich das Land auseinandersetzen musste, wurden mindestens seit zweieinhalb Jahrhunderten nicht von „professionellen“ Politikern, die auf Grund ihrer Klassenzugehörigkeit diese Tätigkeit ausübten, sondern von Intellektuellen, von Schriftstellern formuliert, die als relativ unabhängig angesehen werden konnten – und ihr Wort hatte mehr Gewicht als das Wort der Politiker. Nicht selten widmeten sie ihr Leben um die Richtigkeit ihrer

Worte zu beweisen oder opferten sich gar dafür. Das gilt auch für die Zeit der sowjetischen Besatzung in Ungarn: das Wort eines Schriftstellers abgemagert an der Grenze der Verbote und des Erduldens reichte, wenn es glaubhaft war, mit Hilfe der Kapillare weiter als die in vielen Exemplaren erscheinenden, weit gepriesenen, hochstilisierten, also von Grund auf suspekten Werke. Ich spreche ausdrücklich von Belletristik: das Samisdat war in Ungarn nur zu einem geringen Anteil und nur in Ausnahmefällen literarischer Art. Die Samisdat-Herausgabe eines belletristischen Werkes hatte keinen Rang und wenn auch nicht aus politischer, doch aber aus ästhetischer Sicht erweckte sie eher Verdacht als Vertrauen. Ich könnte nicht sagen, was bei meiner Ernennung zum Präsidenten des Schriftstellerverbandes eine Rolle spielte als ich auf Grund meiner englischsprachigen übersetzerischen Tätigkeit und nicht in erster Linie als Roman- oder Dramenautor gewählt wurde – ich der langjährige, aber nur im engeren Kreis bekannter Mitarbeiter der demokratischen Opposition: meine Werke, meine Rolle bei den Ereignissen von 1956, meine politische Vergangenheit und die damit verbundene Gefängnisstrafe oder meine politische Tätigkeit. Unter diesen Umständen wurde ich von der wichtigsten freidenkenden Gruppe der Wende, dem Bund der Freien Demokraten, als Staatspräsident nominiert und diese Nominierung wurde von dem Forum der Ungarischen Demokraten, dem Sieger der ersten freien Wahlen, ebenfalls anerkannt. Wenn sie in Anbetracht des oben Geschilderten fragen, ob ich Schriftsteller oder Politiker bin, antworte ich Schriftsteller und Politiker. Jemand, der seine schriftstellerischen Fähigkeiten letztendlich den während seiner politischen Tätigkeit und der erlittenen Gefängnisstrafe angesammelten Erfahrungen, seine Präsidentschaft doch in erster Linie seinen schriftstellerischen Fähigkeiten verdankt. Jemand, dessen Werke aus seinen Erfahrungen auf dem Gebiet der Politik schöpfen, dessen Präsidentschaft mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit verbunden ist. Laut der Verfassung der Republik Ungarn ist das Amt des Staatspräsidenten mit wenig Macht verbunden: die politische Macht ist konzentriert in der Hand des Parlaments und mittels dem Parlament in der Hand des vom Parlament gewählten Ministerpräsidenten – es ist die Persönlichkeit des Staatspräsidenten, die ihm politisches Gewicht verleiht. Sein Amt steht über den Parteien, sein Ansehen erhält er nicht in erster Linie von den politischen Kräften oder Parteien, die hinter ihm stehen, sondern durch seine Persönlichkeit.

Und diese tritt für die Außenwelt vor allem mittels seiner Worte zum Vorschein. Solange er lebt und kommuniziert: die lebendigen Zellen mit den Nachbarzellen, die Biene mit ihrem Tanz, der Mensch mit Worten.

Das Wort ist von Natur aus vergänglich, auch dann, wenn es festgehalten wurde und als Gedanke beständig und greifbar gemacht wird. Es kann aber zur Macht werden, denn alles was das Bewusstsein formt, was zur Tat anregt, ist Macht und nimmt somit sowohl auf das Schicksal des Sprechers, wie des Zuhörers Einfluss.

Das Wort ist also gleichzeitig eine Quelle der Gefahren und des Lebens; es verbindet, trennt, gibt Kraft oder macht kraftlos. Es wird von Menschen geschaffen, und gerade weil es menschlich ist, kann es menschenfeindlich werden.

Unser Zeitalter ist geprägt von einer schrecklichen Inflation der Worte, wir leben im Dickicht der Worte und gerade die Unzahl der Worte ist der Grund dafür, dass unser Lebensraum immer weiter eingeengt wird. Für uns ist die Zeit gekommen das Dickicht der Worte auszugeizen und zu veredeln. Es lohnt sich darüber nachzudenken, was das menschliche Wort eigentlich menschlich macht. Vor allem vielleicht, dass das mit seinem Gebrauch verbundene Ziel die Kommunikation ist und nicht das Trüben des Sinngeltes. Das es von jemanden an einen anderen gerichtet ist, auch wenn es nicht immer gezielt bei der Person ankommt. Wenn der Kontext den Sinn des Wortes nicht auslöscht und wenn die mit ihm verbundene Absicht klar zu erkennen ist.

Ist es denn aber möglich, dass eine in Worte gefasste Nachricht einen anderen Menschen erreicht, sie muss doch ein Meer des Ungewissen durchqueren bevor sie zu einem anderen Menschen gelangt.

Das Ziel eines Schriftstellers und eines Politikers ist es aber gerade dass sein Wort gezielt ankommt, dass er sich verständlich machen kann, dass sein Wort zur Handlung anregt.

Mit einem Schwert kann man nur Menschen niedermetzeln, mit Worten aber kann man die Wahrheit töten oder – im positiven Sinne des Wortes – sie beschützen. Mit dem Töten der Wahrheit geht all das oder es gehen all die unter, die ihre Kraft aus der Wahrheit geschöpft haben, oder die gerade durch die Wahrheit entkräftet wurden. Die Wahrheit, dieser leichtflüchtige Begriff, den niemand wirklich definieren kann, der aber doch allen gegenwärtig ist, sehe ich als etwas Gegebenes an, etwas was sowohl für den Schriftsteller, als auch für den Politiker ein Mittel ist, oder eher ein Ziel. Besonders, wenn sie zum Handeln anregt.

Das Wort des Schriftstellers muss vor allem ausdrucksvoll sein. Es muss das, was der Schriftsteller als Wahrheit erkennt ausdrücken können. Es richtet natürlich nicht an alle Menschen, sondern ausschließlich an die Leser, die bereits mit Interesse sich dem Werk zuwenden, und – wenn sie nicht das finden was sie suchen – sich diesem schlimmstenfalls abwenden und das Werk niederlegen. Und ein weiteres Werk des Schriftstellers nicht ein zweites Mal in die Hand nehmen. Das mit dem Wort des Schriftstellers verbundene Risiko ist also – natürlich für den Schriftsteller selber eine Frage der Existenz – doch letztendlich eine Privatangelegenheit. Eine Privatangelegenheit zwischen dem Schriftsteller und dem Leser.

Das Wort des Politikers dagegen geht über das Private hinaus. In Folge seiner Worte werden mit großer Wahrscheinlichkeit eine Reihe von Gedanken angeregt, die zu Entscheidungen auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens beitragen. Seine Worte können zur Handlung anregen oder zur Ablehnung

führen. Sie werden zu einer öffentlichen Angelegenheit. Aus der Privatangelegenheit des Künstlers und des Lesers.

Erlauben sie mir hier eine kleine Abschweifung zu unternehmen: wie ich es bereits gesagt habe, sind dem Amt des Staatspräsidenten feste Grenzen gesetzt. Im Gegensatz zu ihm können die Teilnehmer der exekutiven Staatsgewalt zwar indirekt doch aber effektiv ihre Wünsche äußern (ich denke hierbei nicht an die Parlamentsdiskussionen), weil sie präzise verfasste Gesetze, Regelungen, Anordnungen zur Hilfe haben, mit denen sie Einfluss auf das Leben der einen oder anderen Gemeinschaft haben. Ihre Wortwahl mag also zwar ihre Beliebtheit beeinflussen, ist aber aus der Sicht des Bedeutungsgehaltes unabhängig von der individuellen sprachlichen Gestaltung.

Als Staatspräsident erkannte ich vor allem auf Grund der Erfahrungen der ersten Jahre, in denen die Grenzen meines Amtes klar zum Vorschein kamen, dass ich ein einziges eindeutiges Mittel zur Verfügung habe um mich selber und meine Bestrebungen verständlich zu machen. Das Mittel der Worte. Ich habe es früh erkannt, dass ich mich als einen glücklichen Menschen schätzen darf. Ich habe als Übersetzer, als Autor von Dramen bereits früher die Kraft der Worte kennengelernt.

Selbstverständlich ist das *Genre* – ob Epik, Drama, Gedicht – maßgebend für einen künstlerisch gestalteten Text, und dies verlangt vom Autor vor allem eine präzise visierte *Ausdruckskraft*.

Ein Politiker aber, der seine Worte als Mittel benutzt, muss seine Zuhörer über den Wahrheitsgehalt seiner Worte überzeugen können. Die Zuhörer werden dank des Fernsehens, des Radios, der Presse seine Worte an alle Bewohner des Landes weitergeben, wenn vielleicht auch nicht zu allen, doch zu denen, auf deren Schicksal (so denken sie zu mal) das Wirken des Politikers in irgendeiner Weise Einfluss nehmen kann.

Die Verantwortung des Schriftstellers und des Politikers kann also nicht gleichgesetzt werden. Das Wort des Schriftstellers ist grundsätzlich an den freiwilligen Interessenten gerichtet, das Wort des Politikers – im Prinzip – an alle. Daraus folgt, dass es völlig verständlich sein muss und moralisch unanfechtbar: die politische Lüge ist lebensgefährlich, für den, der sie ausspricht und auch für den, der sie sich anhört.

Erlauben sie mir ein Geständnis. Es hat niemand an meiner Stelle meine Reden geschrieben; ich habe auch selber entschieden, ob was ich denke gesagt werden kann oder nicht.

Ohne Frage sind die Erkennungszeichen für einen politischen Text – gleich zu welchem Thema – anders als für einen künstlerisch gestalteten Text. Vor allem, dass das erstere keine Zweideutigkeit, keine Spiele mit der Form, keine Fremd- bzw. allgemein un(verständliche) Worte duldet. Ich würde sogar den Luxus der langen Sätze zu dieser Liste setzen. Denn der politische Text verlangt, dass die Aufmerksamkeit des Lesers bis zum Schluss und bis auf die letzte Zeile

des Textes auf den Inhalt gerichtet ist. So, dass ihn sowohl jemand ohne höheren Schulabschluss, wie auch ein Fachmann mit Universitätsabschluss versteht. Der Verfasser von politischen Texten darf also nicht nur zu einer erlesenen Gruppe reden, er kann nicht „Künstler“ sein.

In Anbetracht all dessen kann ich also sagen, dass in mir, dem Politiker, also zwei Schriftsteller leben. Der erste, der als Schriftsteller seine „erdachte“ (erlebte) Aussage versucht „künstlerisch“ zu gestalten, und der zweite, der versuchte den uns umgebenden Alltag, eine Scheibe der lebendigen Wirklichkeit völlig eindeutig, in entblößter Form zu formulieren. Gegebenenfalls für Staatsoberhäupter aus dem Ausland, gegebenenfalls für Politikerkollegen, doch meistens für eine im voraus nicht definierbare Leserschaft, also für das klassische „alle“. Und vor allem eindeutig.

Ich kenne beide „Methoden“ des Schreibens: die des Schriftstellers, der für seine Leser oder für die Zuschauer seines Theaterstückes schreibt, die seine Werke kaufen und seine Gedankengang voraussichtlich genau folgen können, also jemand der sich die künstlerische „Zweideutigkeit“, sogar Mehrdeutigkeit leisten kann; aber auch die des Politiker-Schriftstellers, dem dieses Vorrecht nicht zugesprochen wird, weil die „Golddeckung“ seiner Worte nicht künstlerischer, sondern eindeutig moralischer Natur ist.

Dieses Doppeldasein des Schriftstellers, der Gegensatz des mit der künstlerischen Verantwortung und mit der gnadenlosen Wahrheitsliebe kämpfenden Schriftstellers, war das große Abenteuer meines Lebens. Zum Abenteuer gehörte auch, dass ein großer Teil der Öffentlichkeit von mir, dem Politiker-Schriftsteller, gerade den Schriftsteller in mir zurückwies: anfangs wurde mir mein Recht als Schriftsteller vor dem Publikum zu stehen ganz klar abgesprochen.

Zum Abschluss der oben im Sinne der Objektivität ausgeführten Gedanken, erlauben sie mir den Luxus der Subjektivität. Nämlich – diesmal mir selber – die Frage zu stellen: welcher in dieser eigenartigen Mischung mit dem Namen Árpád Göncz, 10 Jahre lang Staatspräsident der Republik Ungarns, eigentlich der *wirkliche* Árpád Göncz ist?

Derjenige, der immer sehr bewusst das was er zur gegebenen Zeit sagen wollte, um damit *eindeutig* die alltägliche Wahrheit, wozu er sich bekannte aussagte, und zwar in dem Glauben, dass diese Vorgehensweise andere zu einer Stellungnahme oder zum Handeln anregen würde? Oder seine Worte künstlerisch zu formen bedachter Schriftsteller?

Ich meine, dass ich die zwei nur schwer von einander trennen könnte. Die besagte Person, die seine schriftstellerischen Fähigkeiten letztendlich während seiner politischen Tätigkeit und der erlittenen Gefängnisstrafe angesammelten Erfahrungen verdankt. Seine Präsidentschaft doch in erster Linie seinen schriftstellerischen Fähigkeiten.

Ungarn zusammen mit den anderen ostmitteleuropäischen Staaten durchlebt eine schwierige Zeit, wobei die Schwierigkeiten nur in zweiter Linie politi-

scher Natur sind. Die tödliche Ladung dieses Zeitalters war und ist verbunden mit den wirtschaftlichen Problemen, die auf der Großzahl der Bewohner des Landes lasten, sowie den daraus entstehenden gesellschaftlichen Gegensätzen. Gegen diese ist der Staatspräsident zum größten Teil machtlos. Ich denke, dass die Mehrheit der Bewohner Ungarns meiner Person und meinen Worten Vertrauen geschenkt hat; vielleicht, weil sie gefühlt haben: dass ich auch einer von ihnen bin. Weil sie gefühlt haben, dass dank dessen, was ich durchlebt habe, ich ihre Sorgen teile. Dass ich dies auch in Worte fassen kann. Meinem Bestreben nach eindeutig und in einer menschlichen Sprache. Ich muss gestehen mein Seelenzustand als „Präsident“ war bis zum Ende schizophran. Ich war bange vom Gefühl der Machtlosigkeit gegenüber den über mich türmenden Kräften. Ich war bange vom Gefühl der Verantwortung, das auf dem „auserwählten Mann“ lastet, der trotz seiner Auserwähltheit die Augen offen hält. Und beobachtet – vor allem sich selbst und alles was um ihn herum geschieht.

Den gnadenlosen Gegensatz, der zwischen den Freiheiten seines Präsidentenamtes und den mit dem Amt verbundenen strengen Regeln besteht. Und er kennt die Machtgier, die Versuchung der ihm zugesprochenen Vorrechte, doch auch die Siegesfreude über die Standhaftigkeit.

Ich muss gestehen, dass ich die Erfahrungen aus den 10 Jahren meiner Amtszeit aus dem Grunde gesammelt habe um sie einmal niederzuschreiben.

Als Satire?

Und ich habe es genossen, wenn ich im lauwarmen Wasser eines unverbindlichen intellektuellen Gesprächs eintauchen durfte. Ich war glücklich, wenn ich mir in einer oder anderen kurz aufgeflammt politischen Feder meiner Überheblichkeit bewusst wurde.

Und traurig, wenn ich bemerkte, dass ich gegebenenfalls sogar mein innerstes Ich „spielen“ musste.

Ich hatte immer Angst, dass sich jemand vor mir fürchtet.

Es hat mich aber gefreut, wenn man mich gern hatte.

Doch ich habe es gehasst, wenn ich mich der Eitelkeit erkappte; was heißt: ich habe es nicht ausstehen können, wenn man Schönes über mich sagte. Mir und über mich.

Ich habe es allerdings auch gehasst, wenn man Schlechtes über mich sagte.

Mit einem Wort, hätte ich es gewollt, hätte ich trotzdem niemand anders sein können als ich selbst.

Schriftsteller?

Politiker?

Letzten Endes ist es doch völlig unwichtig. Weder meine Selbstbewertung, noch die Bewertung meiner Person durch die Nachwelt wird davon abhängen.